

Drama nicht verwendet hat. Will er mit diesen Worten über die Iphigenie, die seinen Spuren durch die Höfen und Tiefen nachzuspüren sich mühen, um den Schleier seiner letzten Schaffensgeheimnisse zu ergründen, oder will er betonen, daß für ihn das Geheimnis hinter dem, was sein Dichtergenius daraus formte, zurücktritt? Jedenfalls hat Goethe es trefflich verstanden, alle Spuren zu vermeiden, die etwa darauf hinweisen könnten, daß ein weibliches Wesen als das Urbild der Helden der erschütternden Gretchentragödie im „Faust“ über die Erde wandelte. Selbst unter den Selbstbekenntnissen aus „Wahrheit und Dichtung“, dieser unerzählbaren Hundgrube für so viele Seelengeheimnisse des Dichters, finden wir darauf keinen Hinweis. Die mit stetem Neugierde betriebene Goetheforschung ist denn auch zu dem verzichtenden Ergebnis gelangt, daß die ganze Gretchen-episode in der Hauptperiode einer Erfindung des Dichters sei. So nennt Witkowski Gretchen eine geniale „dichterische Intuition“ und hält ein weiteres Nachdenken nach ihrem irdischen Ursprung für überflüssig.

Da auf einmal ein Buchlein mit dem Titel: „Das Urbild von Goethes Gretchen!“ Selbst wenn ein kriegerischer Weltbrand jetzt um uns löst, dieser Titel muß den Deutschen anhorchen lassen, der seinen „Faust“ im Herzen trägt als das heiligste Vermächtnis des Gewaltigen unter den vaterländischen Dichtersürften. Das Urbild Gretchens gefunden! Welch ein Ausblick für die Zukunft, den Goethefreund und -forscher, die Goetheforschung überhaupt! Daß das Urbild des Faust gelebt hat, das wissen wir, aber wir wissen auch ziemlich genau, daß dieser Urfaust als Mensch recht wenig Ansehendes hatte, daß er ein übel beleumundeter Schwarzstänker und Quacksalber, ein den meisten Menschen für ein Geistesverrückter gehaltenes Wesen war. Ein Mordmörder trennt ihn von dem Liebesmörder Faust, den Goethe als ein Symbol der ganzen Menschheit in ihrem tragischen Ringen nach den letzten Wurzeln des Daseins aus ihm schuf. Besondere Reize bietet somit dem Forscher der geschichtliche Faust kaum noch. Wie anders Gretchen, die in halber Menschlichkeit neben dem Goetheischen Titanen dämonischen Wissensdurstes einberückt, der auch vor der Hölle nicht zurückweicht! Selbst die tiefe, philosophische Symbolik des ersten Fauststücks wird übertrahlt durch diese ruhende Weiblichkeit in ihrer Keuschheit, Nüchternheit und schlichten Frömmigkeit, trotz der Sünde, in die sie verstrickt wird. Liebe war's in der sie selbstlos aufging. Liebe ließ sie schuldig werden, und die ewige Liebe erlöst sie! So wird sie zur Verkörperung des „deutschen Mädchens“, die im Herzen des Volkes einen unerschütterbaren Platz behauptet und um deren blondes Tadelhaar der Genius eines Goethe den unverwundlichen Strahlengang der Unsterblichkeit geleitet hat.

Wir schlagen das im Verlage der Greiswalder Ratsbuchhandlung & Bamberg erschienene Buch, in dem uns sein Verfasser, Otto von Boenigk, als erster so Großes vertritt, daß er dieses Urbild deutscher Weiblichkeit gefunden haben will, beinahe mit Bangen auf. Haben wir es dabei nur mit einer vielleicht geistreichen Hypothese zu tun, der die ausreichenden realen Grundlagen fehlen? Zu Eckermann hat Goethe einmal von sich geäußert, daß ihm die Idee der Weiblichkeit angeboren sei. Ferner wissen wir, daß der Dichter des „Faust“ seinem „Gretchen“ viele Züge ihm nahestehender Frauen verliehen hat. Ist es nötig, daß er, um diese Gestalt zu schaffen, ein lebenshaftes Bild brauchte, an dem sich seine Phantasie entzündet, gleich der Fausts an der himmlischen Erscheinung im Jauberspiegel der Hexentude? Daß Goethes künstlerische Ideen, besonders in der Vor-Weimar-Zeit, weit auf Erfahrung beruhten, steht fest. Welche Beweise bringt nun das neue Werk, das das auch bei Gretchen der Fall war?

Otto von Boenigk, der bereits vor einiger Zeit einen sinnigen Beitrag zum Leben und Lieben Schleiermachers veröffentlichte, sieht mit den Augen eines Dichters, bleibt dabei aber immer der abwägende Kritiker. Der erste Abschnitt seines Buches handelt von der „Kindesmörderin in der deutschen Literatur“. Büttner und Schiller behandeln die Kindesmörderin in ihren Gedichten, und die Vertreter von Sturm und Drang erachteten sie als willkommenen Vorwurf, um sie gegen die allgemeine bürgerliche Achtung und die grauwige Bestrafung durch das Gesetz in Schutz zu nehmen. Wabrich, eine Aufgabe, die den jungen Goethe reizen mußte! Er darf auch, wie Boenigk betont, Anspruch darauf erheben, zuerst an die dramatische Ausgestaltung dieses Stoffes gedacht zu haben, vor Heinrich Leopold Wagner, der schon 1776 sein Trauerspiel „Die Kindesmörderin“ erscheinen ließ.

Weiterhin führt uns das Buch Boenigks nach Stralsund. Nicht als Flüchtling, immer neuen Eindrücken nachjagender Reisender wandelt der Verfasser hier durch die Straßen der berühmten Hansestadt, an der der Friedländer einst vergeblich seine gefürchtete Kriegslunte erprobte und in deren Mauern der deutsche Held Schill verblutete. Rein, in nachdenklicher und empfänglicher Beschaulichkeit läßt er die alte turm- und zinnengekrönte Stadt an der stahlblauen See gleich einem Stück aus dem Märchenland auf sich einwirken. Da werden die hohen Giebelhäuser gesprächig und raunen ihm verlungene Geschichten zu. Ein helles, abgebranntes Mädchenantlitz blickt auf ihn aus einem Fenster der traulichen Bürgerhäuser hernieder. Wir müssen ihren Namen fortan merken: Es ist Maria Alint!

Je mehr wir an der Hand beglaubigter Tatsachen aus der

Schrift Boenigks über das Schicksal dieser unglücklichen Stralsunder Bürger Tochter hören, um so glaubwürdiger wird deren Leblichkeit mit der Gretchenepisode des Faustdramas. Wie Gretchen wird Maria durch die Liebe zur Sünderin, die ihr eigenes Kind tötet. Ihr Geliebter, ein schwedischer Offizier, — denn Stralsund gehörte damals noch zu Schweden, — befreit sie gewaltiam aus dem Gefängnis, aber wenig lehrte sie zurück, um ihre Schuld unter dem Peile des Henkers zu jähnen. Das ist kurz das Drama Maria Alint, das sich in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts abspielte. Mit großem Scharfsinn, der getragen wird von einer warmen, fühlbaren Liebe zu dem dankbaren Stoff, bringt nunmehr der Verfasser eine Fülle auffallender Uebereinstimmungen und bester Leblichkeit zwischen Maria Alint und dem Gretchen der Faustdichtung zusammen, was uns immer mehr der Ueberzeugung entgegenführt: daß dort, vor anderthalb Jahrhunderten ein früher Nordwind von der pommerischen Meerestüste dem anstehenden Dichter-Jüngling in Leipzig die Kunde von dem Lieben und Leiden des unglücklichen Stralsunder Bürgermädchens zugebracht haben muß.

Zweifel werden hier noch einwenden können: Ja, wie soll denn das aber möglich sein, wie soll gerade der Student Goethe in Leipzig aus dem so entfernten Stralsund eine Nachricht über dieses Vorkommnis erhalten haben, bei dem damaligen schwierigen Verkehrsverhältnissen, bei dem Mangel an weitverbreiteten Tageszeitungen? Aber auch darüber ist der Verfasser um eine Antwort nicht verlegen. Mit Recht weist er vor allem auf die regen Handelsbeziehungen zwischen den beiden Städten hin, die nachgewiesenermaßen auch damals bestanden. Die Stralsunder Kaufleute, die zur Leipziger Messe reisten, werden sicher von den für Stralsund so ansehnlichen Verfallsen auch in Leipzig erzählt haben. Kann doch die gewalttame Befreiung Marias durch ihren Geliebten mit seinen verkleideten schwedischen Soldaten geradezu als ein Militäratrabur bezeichnet werden. Ferner hat der auch über Hamburg hinaus verbreitete „Unparteiische Korrespondent“ einen Zedertreue hinter der anfangs entlohenen Maria Alint veröffentlicht, die ihr Geliebter bis nach Dresden gebracht hatte, ebenso auch eine Mitteilung über die vollzogene Hinrichtung. Endlich werden die in Leipzig befindlichen Studenten aus Schwedisch-Pommern ihren Kommilitonen sicherlich von dem traurigen und sonderbaren Schicksal Maria Alint berichtet haben. Das war zweifellos ein willkommener Gesprächsstoff in dem als klassischen Boden für Mädchengeschichten bekannten Leipzig. Und da sollte der junge Goethe, schon um des tragischen Schicksals der armen Kindesmörderin willen, nicht teilnehmen und angetregt aufgebracht haben! Daß Maria Alint daher als das Urbild Gretchens im „Faust“ zu betrachten ist, wird nach diesem Schlag in der streng logisch aufgebauten Kette des Boenigkschen Indizienbeweises dem aufmerksamen Leser zur Gewißheit. ek.

Oesterreich.

Von Hermann Vahr.

Wir entnehmen diesen Aufsatz, der in geistvoller Weise von dem Schicksal zweier Generationen in Oesterreich handelt, der jedoch im Delphin-Verlag, München, erschienenen Proschüre Hermann Vahrs „Kriegsregeln“.

Einer, der nun auch schon bald fünfzigjährige Jahre an Oesterreich mitarbeitete, rief neulich aus: „Dieser Krieg ist zu spät gekommen, als junge Leute hätten wir ihn erleben müssen; was wäre da nicht alles aus uns geworden!“ Die Leute der Generation, die in den sechziger Jahren geboren wurde und seit den neunziger Jahren Oesterreich zu denken lernte, werden ja alle das Gefühl nie ganz los, bei hohem Willen, starkem Können und der reinsten Empfindung für ihre Pflicht dennoch irgendwie geheimnisvoll inkompetent zu sein. Es geht ihnen irgend etwas ab, was sozusagen ihrem ganzen Werte erst noch das rechte Siegel ausdrücken müßte. Sie sehen Kraft, Tapferkeit und Jurecht; ein, ihr Gewissen ist gut, und doch verläßt sie niemals eine leise Bangigkeit, ob nicht alles umsonst sein wird. Es ist ihnen bei allem Selbstvertrauen, als hätten sie irgendeinen inneren Knack, den selbst die Stärksten unter ihnen, selbst Durhard und Wahler, nie ganz überwinden konnten. Ja, die Künstler dieser Generation haben aus diesem Gefühl der Schwäche, man könnte fast sagen: von tiefer innerer Verschuldung, bisweilen einen künstlerischen Glanz gemacht.

Als Kinder erlebten diese Menschen ein Ende: Alle Hoffnungen ihrer Väter zerbrach das Jahr sechsundsechzig. Das Oesterreich berufen sei, die deutschen Stämme zur Einheit zu führen, war ihr Glaube gewesen. Nun haben sie sich aus Deutschland geworfen und haben ihren alten schwarz-rot-goldenen Traum bald darauf erfüllt, aber schwarz-weiß-rot: ohne sie, ja gegen sie. Was sollten sie da noch auf der

Welt? Aus Großdeutschen waren sie plötzlich über Nacht Klein-Oesterreicher geworden. Es war nirgends mehr ein Platz für sie. Eben hatten sie sich noch vermessend, über ganz Deutschland zu herrschen, und jetzt war damit auch ihre Macht über Oesterreich dahin, ja sie glaubten sich am eigenen Leibe bedroht. Und durften nicht einmal klagen, mußten als gute Deutsche das Opfer bringen, zum Heile der Nation, sollten dem deutschen Gott noch danken, daß er ihr Volk so reich gesegnet, wenn auch ihnen selbst zum Fluch. Unsere Väter haben sich davon nie wieder erholt, sie konnten an keine Gerechtigkeit im Schicksal der Völker mehr glauben, sie blieben gelähmt. Das Leben hatte für sie jeden Sinn verloren. Da der Mensch doch aber, auch ohne Sinn, weiter lebt, entschieden sie sich meistens bald, Geld zu machen, und überließen sich im übrigen den sinnlichen Freuden der Welt, die Seele war ja tot: bis sechsundsechzig war das deutsche Bürgertum Oesterreichs großdeutsch gewesen, nach sechsundsechzig wurde daraus die „Verwaltungspartei“, sie wurden „Gründer“, „Glücksritter“ und „Börse-Insener“. Die Eselern aber, die ihr Gewissen nicht erlösen ließen, saßen sich, auch sie doch halb betäubt und unfähig, eine neue Pflicht zu finden, der sie hätten dienen können, in ein gekränktes, verärgertes, mehrteiliges Stillstehen zurück, was ja der Oesterreichische Deutsche immer schon eine gewisse Reizung gehabt hat, das berühmteste Beispiel dafür ist Hr. Sparger. Sie hatten ganz den Kompaß verloren, sie wußten mit sich nichts mehr anzufangen, und es begabter, fühllich oder geistig einer war, desto weniger verstand er es anzuwenden. Jeder fannte sich irgendein heimliches Stedenpferd: kaum je zuvor hat Oesterreich so wunderliche Quersprüche gesehen. Und da sie sich selber dabei nicht zum besten befanden, mit sich unzufrieden waren und sich doch, wie dies alles nun einmal über sie gekommen war, mit dem besten Willen nicht ändern konnten, irgend jemand oder irgend etwas über deren Schuld sein mußte, so haben sie alles auf das Vaterland: Oesterreich war Schuld. Damals fing in Oesterreich das ewige Kaufen über Oesterreich an, das unablässige Nörgeln eines jeden an allem, aus großer Verzweiflung bei noch größerem Dunkel. Da nämlich, nachdem alle Hoffnungen zerbrochen waren, gerade die beste Kraft untätig im Winkel lag, so wuchs und wucherte sie nun im stillen an sich selbst eierend unruhig empor, diese Menschen barsten fast an ihrer eigenen Ohnmacht, die sie dennoch für ein Feinden ganz besonderer, bloß durch ihre schlechten Regierungen niedergebaltener Begabung hielten. Es wurde damals ein Glaubenssatz in Oesterreich, daß der Oesterreichische Deutsche fähiger und tüchtiger als irgendein anderes Volk der Erde sei, aber nur leider amtlich daran verhindert werde. Ja, man wachte voll Eifersucht darüber, daß es sich nur ja keiner einfallen lasse, nicht daran verhindert zu werden. Denn dies hätten unsere Väter als einen persönlichen Vorwurf empfunden. So wuchsen wir auf.

Wir hatten auch keinen Kompaß. Wir wuchsen wild. Wir hörten immer, daß dem Oesterreicher alle Kraft nichts nützt, weil ihm nicht erlaubt wird, sie zu gebrauchen. Wir liegen uns einreden, unser Vaterland habe ausgeblüht, werde nur noch aus Erbarmen oder eigentlich mehr aus Schamerei geduldet und müsse froh sein, wie ein großer Oesterreicher Staatsmann gesagt hat, fortzuwuchern. Doch hinderte dies alles uns nicht, Kraft in uns zu fühlen, und diese Kraft dann auch, zur Entrüstung der Väter, zu zeigen. Was wir damals, im Aufbruch unserer Jugend, als einen Widerspruch gegen das alte Oesterreich, ja wohl bisweilen gar überhaupt gegen Oesterreich empfanden, war in Wahrheit vielmehr der Aufstand unseres gefunden Kraftgefühls gegen jene Verzweiflung und Verdrossenheit der Generation vor uns, die sich ihr eigenes Unglück und ihre persönliche Schwäche, die mit der Not und dem Mißgeschick einer bösen Zeit nicht fertig wurde, sozusagen in ein ererbtes Landesgesetz umgewandelt hatte. Wir glaubten ihr, glaubten aber auch unserer Kraft, und wenn es uns durch ein altes Landesgesetz verwehrt war, Kraft zu haben, so genügte ja, wenn wir nur zeigten, daß wir Kraft hatten. Dann war dadurch ja bewiesen, daß für uns das alte Landesgesetz nicht mehr galt: es war durch unsere Kraft außer Kraft gesetzt! Das ist der Inhalt unseres großen Nüchterns in den neunziger Jahren gewesen, in der Zeit Hugo Wolf's und Gustav Mahlers, Otto Wagner's, Alint's, O. Brich's, Hoffmann's, Rollers, Möfers und Durhard's samt den von ihm und von mir eingeführten Dichtern. Wir meinten damals um ein neues Oesterreich zu ringen, das erst von uns zu erschaffen wäre, und bemerkten gar nicht, daß es ja schon da war: eben in uns selbst! Oesterreich, das unseren Vätern abhanden gekommen war, hatte heimlich seine alte Kraft in unsere Jugend geschleht, und da trat es nun plötzlich wieder hervor, zunächst behutlich durch das Tor der Kunst! Später wird man schon einmal erkennen, daß erst wir da sein mußten, bevor Aehrenthal kommen konnte. Wir müßten Oesterreich erst wieder Lust und Mut zu Oesterreich machen! Und so vermessend das klingen mag: ohne unsere Lust und unseren Mut zu Oesterreich, ohne unseren Glauben an Oesterreich, der damals manchmal etwas von einem heiligen Wahnsinn hatte, wäre auch die Wiedergeburt des Oesterreichs nicht möglich geworden.

Unter Glaube an Oesterreich hatte damals etwas von einem heiligen Wahnsinn. Denn tief in uns war doch jene Verzweiflung der Väter noch stecken geblieben. Wir glaubten, aber im stillen ertrankten wir oft selbst darüber. Denn — hatten wir denn ein Recht zu glauben? Daher jener innere Knack, an uns allen! Und darum beneiden wir die neue Jugend, die jetzt mit in diesen Krieg darf. Sie hat sich dort das Recht zu dem, was wir uns anmaßen mußten: das Recht auf Oesterreich!

Kleines Feuilleton

ok. „Eine Briefe, Herr Hauptmann!“ Bei einer Feldbatterie des 4. Armeekorps diente im Jahre 1870 der alte Trompeter Sturm die bekannteste Persönlichkeit im ganzen Regiment, dem er seit achtzehn Jahren angehörte. Dieser tüchtige Reiter und „allezeit lustige und fröhliche Feldbläser“, den die Offiziere mehr freundschaftlich als streng dienstlich behandelten, hatte eine große Leidenschaft: er war „Schmucker in der eminentesten Bedeutung dieses Wortes“. Er schmückte zwei Lot — ein ganz enormes Quantum. Seine dementsprechend große Toie hatte ein Leutnant den „Lorenz“ getauft. In der Gegend von Saffort wurde der „Lorenz“ in fidele Sturm plötzlich einfüßig. Sein langer dunkler Bart hing noch schlapper als gewöhnlich an den Mundwinkeln herab. Sturm sah aus, als ob er bittere Erlebnisse gehabt hätte; er sah nicht, wie „Lorenz“ strahlte im Sonnenschein, er hing an seiner „Sabra“ wie ein erschöpfener Mann. Und der Grund? Sein Schnupftabak war ausgegangen; weit und breit war keine Partie anzutreffen. „Von da ab“, erzählte später sein Batteriekollege, „wurde Sturm nachlässig, raumerwidert, energielos, unzuverlässig — kurz, der alte Knechtliche Soldat war aus ihm verschwunden; ja mehr als einmal mußte ich ihn hart anfahren, was bei Sturm etwas Unerhörtes war. Das plötzliche Verschwinden der Quelle langjähriger Genusses hatte den alten Trompeter, ich möchte sagen, demoralisiert. Endlich, nach Wochen, hatte ihm seine Frau wieder ein Paket seiner Lieblings-Schnupftabak geliefert. Am Abend des Eintreffens seiner bedeutungsvollen Sendung — es mochte wohl schon 10 1/2 Uhr gewesen sein — lag ich in meiner komfortablen Villa in Montmorency bereits im Bett, als plötzlich heftig, schwere Tritte die Treppe herauf klangen, in wilder Hast die Tür aufgerissen wurde und eine lange, dunkle Gestalt in das Zimmer trat. Bei dem hellen Mondlicht erkannte ich sofort den alten Sturm. „Was ist los, Sturm, warum?“ „Kein, mein Herr Hauptmann, meine Ate hat eine feine Briefe geschickt. Ich wollte nur eine kleine Probe davon bringen.“ In seiner namenlosen Freude hatte der alte Soldat alle Subordination vergessen, hatte sich nicht melden lassen, war ohne zu klopfen in der Nacht bei mir eingebrungen und stand nun in höchster freudiger Erregung mit einem fassenförmigen Bolongaro vor meinem Bette. Der Batteriekollege erzählte mir an andern Morgen, daß sich Sturm gar nicht zu Bett gelegt, sondern auf der Treppe sitzend bis zum Aufbruch des Tages geblieben war. Von nun an war er wieder der beste Trompeter und Soldat.“

(Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Goldstein.)

Für uns!

Berliner Skizze von L. Wiesel.

(Nachdruck verboten.)

Das Klappern der Ferkelohlen, die immer zu Hünen in den Traglasten wanderten, überdünnte das leise Schluchzen, das irgendwo aus einer Ecke des halb dunklen Kellers kam.

Erst, als die Heinen, kalten Hände der Kohlenfrau einen Augenblick in der Arbeit ruhten, hörte man das leise Weinen deutlicher. Die Kohlenfrau schaute den fertig gepackten Kisten an die Wand und durchschritt stampfend den schwarzen, knirschenden Keller.

„Jammern Sie bloß nicht so viel, Wenken! — Ich bin weit schlimmer dran wie Sie.“

Die Weineube erhob sich von dem umgestülpten Stoksmah, auf dem sie gehockt hatte.

„Sein rechter Arm!“ wimmerte sie. Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken, hielt prüfend ihre gesunde Rechte in die Höhe und fiel dann wieder mit verzweifelter Schluchzen auf ihren Sitz zurück.

„Wenken“, sagte die kleine, magere Kohlenfrau mit rauher Stimme. „Sie kriegen ihn doch wenigstens wieder. Was soll ich denn sagen? Da — lesen Sie!“

Sie nahm eine Karte auf, die gelb auf dem schwarzen Boden leuchtete.

„Bermüht! — Wissen Sie, was das heißt, Wenken?“ — Die dunklen Augen in dem bleichen, ruffigen Gesicht glühten wie Kohlen.

„In Heindehänden ist er, oder — gefallen!“

Das Weinen verstummte. Schreckhaftes Schwitzen trat ein. In dem Sonnenstrahl, der sich durch die offene Kellertür Bahn brach, tanzten die blühenden Kohlenhäubchen wie lustige schwarze Teufelchen.

„Und ich — nu das Geschäft ganz allein auf'm Hals —!“

Die Wenken fiel ihr unruhig in die Rede. „Sie denken bloß immer an's Geschäft, an's Geldverdienen. Wenn mein Karl dot wäre, denn —!“

Sie sprach nicht weiter, aber in ihr verweintes Gesicht kam ein entschlossener Zug.

„So lieb, wie Ihrer Sie auch hatte —!“ jagte die Kohlenfrau neidisch.

„Ja —! Un nu hat er bloß einen Arm!“

Das Schluchzen begann von neuem.

Die Kellertreppe herab kam eine blonde Kleine. Auf der Stufe, die den Klingelapparat barg, machte sie Halt und vergnügte sich damit, durch anhaltendes Trampeln die Glode recht lange in Bewegung zu setzen.

„Wutza —!“ jähre sie in den Keller hinab, „die Wirtin hat mir bei vor Dir jegeben.“ — Sie hielt einen Brief in die Höhe.

„Von weisen die Miete, Wenken, poffen Sie auf,“ sagte die Kohlenfrau.

Sie sah erkannt zu, wie die Wenken nach dem Lesen das Blatt gleichgültig sinken ließ.

„Sie, dot is nich ohne! — Drüben, die Lehmann hat 'nen Zahlungs-befehl jekriegt!“ —

„Mag man mich rauschmeigen! — mein Karl! — Sein rechter Arm!“

Die Kellertreppe juckte die Kesseln und ging an ihre Arbeit zurück. Ihr fehlte das Verständnis für die Wenken. Jammerte immer über ihren Mann, wo das Geld ihr doch auf den Hacken lag!

Die blühende, blonde Frau lächelte die Hand ihrer Kleinen.

„Kommt Vater nu bald wieder?“

„Ja, mein Kind.“

Die Tränen kolkerten schon wieder über die roten Backen der Fran.

„Na, denn weene doch nich, Mutter!“

„Sein rechter Arm is doch wech, Friedel!“

„Un nu kann er nich mehr so machen?“ — Die Kleine schlenkerte ihr braungebranntes, rundes Aermchen hin und her. Dabei stieß sie an einen Mann, der mit hängenden Gliedern am Vorgarten entlang schlief.

Die Wenken sah in das vergrämte Gesicht des Mannes und vergaß auf einmal ihren eigenen Kummer. „Herr Fiedler, was is los?“

Der Mann schluckte ein paar Mal, ebe er zum Sprechen ansetzte.

„Daß meine Frau dot is, wissen Sie doch?“

„Was Sie sagen!“ jähre die Wenken.

„Wutsturz, — kein Arzt zu finden. Sie wissen: der Krieg. Als endlich een freundlicher, alter Herr, der oientlich jarnich mehr an's Kuder is, mit mir jing, war's zu spät.“

Er schwieg und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken. — Die Wenken suchte nach Trostworten.

„Wenigstens ha'm Sie Ihr juitet Auskommen!“

Der Mann begann zu lachen. Es klang hart und höhnisch. „Da sich was! — In'n Krieg braucht man mir nich —!“

„Doch, dieser Krieg!“ — Die Wenken rang die Hände. „Meinen schiden se wir ohne rechten Arm zurück.“

„Können Sie jeschick mit machen,“ sagte der Mann bitter. „Zehen Sie, ich hab' zwei jehunde Arme un feene Arbeit —!“

Er ging mit schlurfenden Schritten davon.

„Bovor haben wir denn en' Arbeitsnachweis?“ fragte die Kohlenfrau, die mit ihrem Traglasten auf dem Rücken aus dem Keller kam.

„Der Fiedler is bloß en' Trückerberger.“

Die Wenken dachte, daß die geizige Kohlenfrau dem Fiedler lieber Arbeit geben sollte. Dann war sie wieder im Geiste bei ihrem Karl. Wie hatte der Fiedler gesagt? — Geschäfte mit dem Krüppel machen? — Wimmerme!

Die Frau redte sich plötzlich straff in die Höhe. Stolztes Kraftgefühl durchströmte sie. — „Un bin ich sein rechter Arm,“ dachte sie, und aus ihren verweinten Augen brach ein Leuchten, daß Friedel staunend vor ihr stehen blieb und sie mit machender Jählichkeit betrachtete.

„Freust Du Dir, Mutter?“

„Ja, mein Kind. Vater kommt doch nu wieder. Streicheln un Umfassen kann er uns noch wis'n litten, nich wahr?“

Die Kleine jachte und schmiegte sich an die Mutter.